

Myconius bei Adam Petri in Basel das sehr interessante Buch Johannes Altensteigs „Vocabularius theologiae“ heraus und schrieb dazu in Form eines Briefes eine Widmung an Johannes Xiloteetus in Luzern, der ja auch Lateinlehrer war, wenn er auch nur privatim unterrichtete. Er schreibt darin, er habe die Herausgabe des Werkes unternommen „maxime ut pueri intelligant quo in eos sim animo“ (am meisten darum, daß die Knaben erkennen, wie ich gegen sie gesinnt bin). Der Buchdrucker habe das „Geschäft“ der Herausgabe ihm aufgenötigt, indem er ihn vertraulich bat, daß er die Jünglinge (juvenes) ein wenig „glänzend“ durch „geschliffenere Worte“ in die Welt gehen lasse. Es ist wohl kaum zuviel gesagt, daß danach Myconius aus diesem lateinisch geschriebenen Werk mit seinen älteren Schülern las, wie er später in Zürich mit seinen Schülern das Compendium u. a. von Erasmus durchnahm. Nach dem allem wird man sich doch wohl entschließen müssen, den Namen des Myconius von diesem Schulmeisterschild Holbeins fernzuhalten. **Willy Brändly**

Evangelische Locarner

Wir wurden aufmerksam gemacht, daß die im letzten Heft S. 157 und 180/81 gebotenen Zahlenangaben nicht genau miteinander übereinstimmen. In den kleinen Abweichungen kommt die Quellenlage zum Ausdruck. Ferdinand Meyer spricht in Band I 405 von „an die hundert und zwanzig Erwachsene“ und nennt in der zugehörigen Anmerkung die einzelnen Zahlen. Diese stimmen aber nicht genau mit den in Eidg. Abschiede, Band IV 1 e 1114f., enthaltenen Angaben überein. Die Differenz ist deshalb bedeutungslos, weil sich einzelne Evangelische, die zu den Schwankenden gehörten, wieder zurückzogen, oder bisher Unentschiedene neu den Schritt in die evangelische Gemeinde wagten. Die Zahlenangaben sind also approximativ zu werten.

Rudolf Pfister

Richtigstellung und Ergänzung des Aufsatzes „Heinrich Bullingers Agenda“ in Bd. X Seite 1ff. der „Zwingliana“

Herrn Emil Eidenbenz verdanke ich die Mitteilung, daß G. H. Ott (S. 1f.) nicht Georg Heinrich, sondern Gustav Heinrich hieß (HBL V S. 366 Nr. 26). – Der auf S. 2, Zeile 11, erwähnte Auguste Bouvier war der bekannte Genfer Theolog (HBL II S. 335 Nr. 2). Bei ihm war Mathilde (Zeile 12), Tochter des Gustav Heinrich Ott-Däniker, in Pension. Sie wurde die Frau des auf S. 3 meines Aufsatzes erwähnten Literaturhistorikers Bernard Bouvier (HBL Nr. 3).

L. W.

LITERATUR

Peter Vogelsanger, Weg nach Rom. Friedrich Hurters geistige Entwicklung im Rahmen der romantischen Konversionsbewegung. 341 S. Zwingli-Verlag, Zürich 1954.

Das Problem der Konversion, dem in diesem Buche mit Scharfsinn und Einfühlung nachgegangen wird, kann mehrere Aspekte aufweisen. Zunächst handelt es sich – und das bleibt wohl immer ein wesentlicher Ausgangspunkt – um einen persönlichen, also in religiöser Selbstverantwortung gefällten Entscheid. Darüber hinaus aber verästelt sich die Frage nicht selten ins Psychologische oder Geistesgeschichtliche; oft sind Übertritte von einer zur anderen Konfession geradezu Symptome gewisser Zeitströmungen oder Altersstufen. So kommt dem vorliegenden

Buche eine grundsätzlich klärende Bedeutung zu: an einem seinerzeit berühmten Einzelfall läßt der Verfasser den ganzen Komplex deutlich werden, wobei er aber den monographischen Charakter durchweg zu wahren versteht.

Friedrich Hurter war als Historiker und Geistlicher eine vieldiskutierte, eigenartige Erscheinung innerhalb des vormärzlichen Konservatismus. Indessen hat sich der Klang dieses Namens als Tagesruhm erwiesen; vergessen sind heute seine Geschichtswerke selbst bei den Fachgenossen, vergessen aber auch der Streit und das Aufsehen, die sich um die Konversion des gewesenen Schaffhauser Antistes einst erhoben. Die bisher einzige Biographie stammte von Hurters Sohn, einem Jesuiten: ausführlich und schroff einseitig, natürlich auch in manchen Einzelheiten pietätvoll ungenau. Das Bild, das nun Peter Vogelsanger von dieser Gestalt entwirft, ist unendlich fesselnder, komplizierter und nuancierter; in behutsamer Sichtung wird die Fülle der Äußerungen Hurters über sich selbst (vor allem die dreibändige Autobiographie „Geburt und Wiedergeburt“) nach Tendenz und Stimmungslage, aber auch nach wirklichem Aussagewert geordnet. Zu den neuen Quellen, die sich dem Verfasser erschlossen haben, gehört vor allem der (ihm von Heinrich Ritter von Srbik eröffnete) Briefwechsel zwischen Hurter und Metternich. So interessiert das Werk, eine theologische Zürcher Dissertation, durch die Sorgsamkeit der Einzelforschung nicht weniger als durch die ausgewogene Darstellung und die Weite des geistesgeschichtlichen Horizontes. Der Rezensent muß sich darauf beschränken, da einige hinweisende Akzente zu setzen, wo der Verfasser eine kontinuierliche Erzählung bietet.

Kernpunkt und immer wiederkehrendes Leitmotiv bildet Hurters zwar komplexer, doch im tiefsten aristokratischer Charakter. Die Reminiszenzen an das „Ancien Régime“, das der Vater – der noch als Landvogt im Tessin seines Amtes gewaltet hatte – eindrucksvoll verkörperte, sind stets bestimmend geblieben. Als Greis erkannte Friedrich Hurter in seinem Leben den Lauf eines Stromes, „dessen Quelle in den Stoßseufzern der Eltern über die Hinrichtung Ludwig XVI. und dessen Ausmündung in das Gnadenmeer der Kirche im Jahre 1844 zu St. Ignazio in Rom liegt“. Die schroffe Ablehnung eines jeglichen Liberalismus, des gemäßigten wie des radikalen, ist damit weltanschaulich und erlebnismäßig eng verknüpft. Ebenso stand Hurter im Gegensatz zu dem Rationalismus, der seine wissenschaftliche Schulung kennzeichnete; schon als Gymnasiast fand er daran kein Genügen, noch viel weniger als Student der Theologie. Daß er aber in retrospektiver Betrachtung seinen Bildungsgang nachträglich etwas verzeichnet hat, vermag der Verfasser einleuchtend darzutun. Doch haben im Dasein Hurters grandseigneurale und romantisierende Züge sich schon früh wechselseitig durchdrungen. Als Pfarrer einer kleinen Landgemeinde berauscht er sich, vom Bewußtsein seiner inneren Überlegenheit emporgetragen, an einer Vergangenheit, die sich ihm mehr und mehr verklärte. Intensives Quellenstudium führte ihm das mittelalterliche Papsttum vor Augen und stärkte sein hierarchisches Empfinden; seine geistige Haltung bleibt fortan durch eine rückhaltlose Bewunderung verschwundener kirchlicher Zustände und eine hohnvolle Verachtung seiner alltäglichen Umwelt gleichermaßen gekennzeichnet. Die „Geschichte Papst Innozenz' des Dritten und seiner Zeitgenossen“, deren erster Band 1834 erschien, wurde ein europäischer Erfolg – zumal in katholischen Kreisen. „Der Verfasser ist mein Mann“, rief Metternich nach beendeter Lektüre aus. Auch Karl Ludwig von Haller gratulierte: „In Ihrem Buch steht kein einziges protestantisches Wort!“ In Rom aber begann man aufzuhorchen; „utinam noster esset“, schrieb damals ein führender Vertreter katholischen Lebens. Hurter freilich, der eben damals zum Antistes von Schaffhausen aufrückte, glaubte durch-

aus – ob aus Diplomatie oder wirklicher Selbstverkenntung läßt der Verfasser vorsichtig im ungewissen –, seine wissenschaftliche Überzeugung (die ja zugleich eine solche des Herzens war) von seinem protestantischen Beruf sondern zu können. Die Frage nach „Erkenntnis und Verwirklichung der höchsten Bestimmung des Pontifikats“ glaubt er in der Vorrede zu seinem „Innozenz“ ganz als Historiker zu behandeln: „Ob jene Erkenntnis eine richtige oder eine irrige; ob sie dem wohlverstandenen Christenthum gemäß oder zuwider; ob sie aus der Lehre seines Stifters zu begründen seye, darnach hat der Geschichtsschreiber nicht zu fragen; diese Erörterung fällt dem Dogmatiker oder dem Polemiker anheim; jener hält sich bloß daran: daß sie zu irgendeiner Zeit vorgewaltet habe, eine tief in die menschlichen Verhältnisse eingreifende Institution darauf begründet gewesen seye, und weist die Erscheinungen, Zustände und Wechselfälle nach, die deren Folge waren.“ Das klingt nüchtern feststellend, beinahe pragmatisch, und ist doch durchglüht von innerlicher Sympathie. So war die Richtung aufs bestimmteste eingeschlagen, die im feierlichen Akt des Glaubenswechsels ihr Ziel finden sollte. Nicht als ob Hurter bereits in Schaffhausen seine Stellung in katholisierendem Sinne ausgenützt hätte. Der Verfasser muß, in Widerlegung anderslautender Gerüchte, auf Grund genauer Überprüfung der Quellenaussagen feststellen, daß davon keine Rede sein kann. Daß er – was seinem Sinn für äußere Form entsprach – die Stellung der Geistlichkeit, auf die er das Bibelwort „Ihr seid das Salz der Erde“ bezog, feierlich zu erhöhen trachtete, war im Grunde eine harmlose Extravaganz. Anders verhält es sich freilich mit Hurters Einstellung zu den damaligen politischen Wirren in der Schweiz. Er war es vor allem (dieser Nachweis ist dem Verfasser erstmals lückenlos gelungen), der Österreich zum Protest gegen die Aufhebung der aargauischen Klöster veranlaßte, ja überhaupt eine ausländische Intervention in der Eidgenossenschaft heraufzubeschwören trachtete. „Der Aargauer Klosterhandel zerbrach ... seine Liebe zur schweizerischen Eidgenossenschaft, denn in einer vom Radikalismus beherrschten Schweiz sah er keine Lebensmöglichkeit mehr für sich ...“ (S. 187). Und das konservative Ausland, dem er sich zuwandte, baute ihm goldene Brücken. Die zuvorkommende Behandlung, die hier Hurter allenthalben fand, war seinem Sinn für das Repräsentative innerlich gemäß; Kirchenfürsten und Staatsmänner behandelten ihn als ihresgleichen. Und nach vollzogener Konversion stehen Papst und Kardinalstaatssekretär an der Spitze der freudigen Gratulanten. Damit ist aber auch die Entwicklung abgeschlossen: der k.k. Reichshistoriograph, der greise Polemiker können das Interesse der Forschung kaum mehr beanspruchen.

Der Verfasser hat uns diesen „Fall“ mit der klugen Unerbittlichkeit des Diagnostikers, aber auch mit dem mitfühlenden Verständnis des Seelsorgers durchgeführt. Die romantischen Konvertiten erscheinen als Typus, von vielfach schillernder Individualität, aber in ihrer geistig-seelischen Haltung oft merkwürdig übereinstimmend: „Bei ihnen allen hat man den Eindruck, daß sie lebendigen reformatorischen Glauben und biblisches Christenthum eigentlich nie recht kannten, daß ihnen der Glaube und die geistige Welt nicht nur Luthers oder Calvins, sondern auch Bachs und Rembrandts ... stets fremd und verschlossen war“ (S. 16/17). So ist der Abstand des Evangeliums zu allen romantisierenden Strömungen mit einer Schärfe erkannt, welche an die dialektische Theologie gemahnt. „Die Mystik und das Wort“ – auch hier wird der Gegensatz deutlich, aber zugleich lebendig ins Geschichtliche konkretisiert.

Peter Stadler